

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 19 Sonnabend, den 5. Juli 1919

Die beiden Wildtauben.

Roman aus dem Försterleben von Richard Stowronnet.

(12. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Herr von Manjar, sind Sie von irgendeiner Seite zu dieser — launigen — Erklärung für meine Tochter angeflößt worden?“

„Nein, Herr Maran, ich handle vollkommen aus eigenem Antrieb. Aber wenn Sie sich nicht als notwendig erweisen, dann von Frau Forstereisenhandlangerin in Schorellen hatte ich gehört, daß Sie in Kaschmir eine Verheiratung geben hätten, die auf ein Missverständnis nach dieser Richtung hin schließen ließ. Da hielt ich's für meine Pflicht, mich mit Ihnen darüber auszusprechen.“

„Sehr schön, Herr von Manjar, und ich danke Ihnen. Bevor ich Ihnen aber die erbetene Erlaubnis gebe, beantworten Sie mir eine Frage. Soll diese Entschuldigung für Sie eine Aufklärung sein, von jetzt an in meinem Hause zu verkehren?“

„Ich kann's nicht leugnen, Herr Maran. Ich hab's da draußen in Kaschmir nicht einmal, und ich freundschaftlicher Verkehr in Ihrem Hause wäre mir sehr angenehm.“

„Dann, Herr von Manjar — verzeihen Sie, aber ich bin durch meine ganz persönlichen Verhältnisse zu dieser weiteren Frage genötigt — aber verbinden Sie mit diesem Wunsch in meinem Hause irgendwelche erschwerenden Momente? Auch heraus gelagt, wünschden Sie meine Tochter deshalb näher kennenzulernen, um sie einmal zu heiraten?“

Darauf griff der junge Mann sich verlegen in den hohen Gehrocken.

„Herr Maran... und ich verstehe, daß Sie diese Frage an mich richten. Ehe ich sie aber beantworten möchte, ist selbst mich etwas — also ich bin auch nicht ganz unabhängig... ein wenig Vorwissen steht mir allerdings zur Seite, aber... ich bin erst jetzt einen halben Jahr, Landwirt und weiß selbst noch nicht, ob ich's in dem zur notgedrungen erwähnten Berufe ausüben werde...“

„Ja, dann lassen wir's lieber, Herr von Manjar. Ihre Entschuldigung werde ich meiner ältesten Tochter persönlich ausreichen, eine Frauensperson ist sie mit, auf gut deutsch gesagt, hübsche. Wenn Ihre Äußerungen und Aussichten sich geklärt haben, können Sie ja wieder kommen.“

Damit hatte er den jungen Menschen auf den Hof hinaus begleitet und sorgfältig aufgepaßt, ob sich im Hause nicht etwas ereignet hätte, was vielleicht auf ein heimliches Einverständnis schließen ließ. Aber nichts dergleichen geschah, und als Anne-Marie beim Mittagessen die Mitteilung von dem Ratgehabenen Besuche mit einem ganz und gar gleichgültigen Gesicht aufnahm, war der alte Herr beruhigt, daß von dieser Seite keine Gefahr drohte.

Den anderen „Erdwandler“ aber, der nach dem Ausspruch des karnevalistischer Daxmalcher an seinen Taubenstiel stieß, hatte er noch viel länger abgeleitet. Wahrscheinlich machte es die Redung.

In derselben Zeit als dieser Herr von Manjar seinen verunsicherten Besuch im Bagdohner Forsthaus machte, war es dem alten Herrn aufgefallen, daß der Forstreferendar von Tiefenstein nun schon zum dritten Male ein dienstliches Schreiben des Oberförstlers, das sonst durch die Post zugehletzt wird, persönlich überbrachte. Das lenkte er sich, daß dieser Forstreferendar auf dem Wege nach Kaschmir ebenfalls der Wirtin seiner Tochter geantwortet war, und erriet unfehlbar, daß auch er sich mit ähnlichen Absichten trat, wie dieser Herr von Manjar. Also hatte er ihm beim letzten Male, als er ihn von der Infanteriebrücke her antommen sah, auf der Straße entgegen.

„Das trifft sich gut, Herr Referendar, ich bin gerade auf dem Wege ins Revier, und wenn Sie Lust haben, können Sie mich begleiten. Wenn Sie aber wieder einen Brief für mich bei sich haben, dann bitten Sie dem Forstschreiber in Schorellen aus, daß Sie ja mehr Stiefelhöhen treffen, als das Wort wert ist. Und Ihren Herrn Oberförster werde ich nächsten einmal fragen, ob Briefträgerperson für Sie die richtige Ausbildung ist. Von Schorellen nach Bagdohren bin ich und zurück doch immer reichlich drei Stunden. Die können Sie wirklich im Interesse Ihrer Ausbildung besser verwenden, und mir preiziert's nicht, ob ich einen Klau ein bißchen früher oder später bekomme!“

Da hatte der junge Forstreferendar in seinem harten stolischen Dialekt geantwortet: „Herr Förster, Sie meinen doch nicht,

daß ich...“ Er aber hatte ihm kurzerhand die Rede abgebrochen.

„Ich meine gar nichts, Herr von Tiefenstein, nur es paßt mir nicht, daß Sie im Bagdohner Revier sich zu schaffen machen, wo Sie im Bagdohner Revier Ihre Kommissur haben. Und ich glaube, wir haben uns verstanden, ohne daß ich noch deutlicher zu werden brauche!“

Darauf hatte der junge Herr sich mit einer weiteren gestoterten Entschuldigung auf den Heimweg nach Schorellen gegeben, und der Förster Maran war auch über ihn beruhigt. Zur Sicherheit hatte er mit Ängst im Herzen dem Nachsteigen von dieser Begegnung erzählt, aber Erstedt hatte nur mit dem Achseln schütteln.

„Nieder Papa, dieser Herr von Tiefenstein ist mir vollkommen gleichgültig. Und wenn du noch die Herren Hoffmann und Wilschinsky bitten würdest, ihre Besuche in Bagdohren ebenfalls einzustellen, würden wir hier endlich Ruhe und Frieden haben!“

Da sah der alte Herr, daß er seine Tochter in einem falschen Verdacht geholt hatte, und daß's ihnen im stillen ab, obwohl es ihm schmerzte, daß sie die Besuche der andern beiden jungen Leute eben nicht nachlassen aufnahmen.

Das nämlich wären ein paar Schwiegereltern nach jenem Herrn gewesen, und er freute sich jedesmal aufrichtig, wenn er sie bei seiner Heimkehr aus dem Walde in der Waghstube fand. Meistens saßen sie aber allein bei der brennenden Lampe, denn die Mädchen schühten häusliche Arbeiten vor und ließen sich nicht blicken. Das tat dem alten Herrn in der Seele weh, aber er vermochte daran nichts zu ändern. Im jedoch die Unliebenswürdigkeit seiner Tochter weniger sichtbar erscheinen zu lassen, so gab die beiden jedesmal zum Nachsteigen ein, um ihnen wenigstens für eine kurze halbe Stunde Gehegenheit zu geben, mit den Mädchen zusammen zu sein.

Wenn dann die Anne-Marie nach dem Abräumen des Gesesses aufstand und Entschuldigung bat, weil sie mit der Schwester noch in der Küche oder Wirtschaft zu tun hätte, forderte er die beiden Besucher auf, mit ihm noch einen kurzen Rüber-Blick mit dem Strohmann zu spielen, um das abgedehnte Verhalten seiner Tochter gemäßigter zu verhalten. Aber es war kein Vergnügen, mit den beiden zu spielen, denn sie merkten nicht auf, und so oft auf der Diele draußen ein Schritt ertlang, saßen sie sich nach der Tür um. Und die Stunde Kartenpiel mußte er hinterher mit schlaftrüben Augen am Schreibtisch abhüten, denn irgendein bringlicher Bericht war fast immer von der Oberförsterei eingehend worden und mußte bis zum nächsten Morgen erledigt sein.

Nun hätte er ja den beiden jungen Mädchen nur anzuobachten brauchen, nach dem Abendessen nach einer Weile im Wohnzimmer zu bleiben, aber er scheute sich vor der Antwort. „Papa, du selbst hast uns doch vor ein paar Wochen...“ Also da schwiege er lieber, obwohl er genau wußte, daß die beiden draußen in der Küche nicht den Finger rührten, aber gleich auf ihr Zimmer zu gehen, und einmal, als er aufstanden war, um aus der Küche Händtücher zu holen, kam er unerwartet dazu, wie Anne-Marie der Schwester, der alten Virginia und den ausfordernden Dienstmädchen irgend ein Gebot vorzulekarierte.

Da zog sich ihm das Herz zusammen, daß sie die Gesellschaft der Wäpde der Feinden vorzogen, aber er tat, als hätte er nichts gemerkt. Die Gewohnheit ließ ihn eben nicht erzwingen, was er eigentlich dem ersten Augenblick an verfiel hatte, und ihm blieb nichts anderes übrig, als geduldig zu warten, ob die beiden jungen Mädchen sich eines Tages nicht doch noch vielleicht bestimmen würden, daß sie einen Vater hätten, denn sie ein bißchen Liebe schuldig waren.

Wenn keine Besucher zu gegen hätte zehrt in den Schlitten fahren, um einer anderen Richtung vom Hofe zu fahren, schüttelten sie sich schweigend die Hand. Höchstens daß sie „na ja allo“ dazu sagten, aber in diesen drei Worten war alles enthalten, was ihre Herzen bewegte. Die Trauer über die jetzige Tristheit und zugleich ein bißchen Hoffnung, daß sich in Zukunft doch vielleicht noch einmal ändern könnte!

Daß der Forstmeister Hoffmann seinen Stiefelchen ungetan war, wußte der Förster Maran schon lange. Und er beglückte stets seine Wäpde mit Freuden, obwohl er Witwer war, denn er war ein Forstmann und Jäger nach dem Herzen Gottes und mußte in höchstens zwei Jahren seine definitive Umstellung als Förster haben. Außerdem kamme er aus einer wohlhabenden Handwerkerfamilie aus dem Wäpderlein — sein alter Vater behag eine große Baulfäherel in der aufblühenden Stadt Bad — und hatte

und intellektuell geschulten Kreise, das neue Eden herauszuführen, muß, wie das bolschewistische Regierungsblatt in einem seiner anseuernden Ausgaben sagt, „die Arbeiterklasse in dieser Sache Minder der Organisation und revolutionären Aktivität zeigen“, aber — diese Wunder haben die russischen Arbeiter bisher nicht zu vollbringen vermocht, und es zeigt sich, daß sehr viele innerhalb des zur Macht gelangten Proletariats genau so selbstständig, so mamononistisch denken und handeln, wie man es früher an den Kapitalisten erigte.

Nun allen Berichten geht hervor, daß die Stenabilität der Unternehmungen gewaltig zurückgegangen ist. So ist bei einem Wert der Arbeitslohn auf das Vierfache gestiegen, während die Produktivität der Arbeit auf ein Viertel gesunken ist — das bedeutet eine Verzehnfachung der Kosten.

Die Arbeitslosenunterstützung ist in der vollen Höhe des Tageslohn festgesetzt worden, und keinerlei Arbeitsplätze jetzt ihr entgegen. Die Folge ist ein beständiges Aufschwimmen der Zahl der Arbeitslosen, während überall, im Eisenbahnbau und Maschinenbau, im Transportwesen, Straßenbau, bei der Förderung der Naturkräfte, an denen Ausland ja noch so reich ist, unzählige Arbeitskräfte gebraucht werden.

Daß es unter diesen Umständen um die Ernährung sehr kümmerlich bestellt ist, läßt sich denken. Die reichen Bauern haben Hungerpreise verlangt, darum sind sie z. T. ausgeplündert worden. — Da das Geld keinen Wert mehr hat, hat man vielfach einen Kaufhandel organisiert, indem städtische Arbeiter Brot und Getreide gegen Trüder und landwirtschaftliche Maschinen eintauschen. Dies Tauschsystem, wenigstens es ein Zurückfallen in längst überholte Wirtschaftsformen bedeutet, hat das Gute, dem städtischen Arbeiter zum Bedürfnis zu bringen, daß nur Werte schaffende Arbeit Anspruch gibt auf das, was der Bauer durch seinen Fleiß aus der heimischen Scholle herausholt.

Von dem Kampf um tägliche Brot werden erschütternde Bilder gezeichnet. Eine grauliche Schilderung ist ein nach Turkestan geschickter Untersuchungsausschuß: man habe dort mit dem Tödschischen von arbeitsfähigen Menschen, Greisen und Kindern begonnen.

Im Mai 1918 erklärte sich der bolschewistische Volkskommissar für Finanzen, für erhebliche Minderung der Gehälter der sich ins Inneren ziehenden Beamten der Räteinstitutionen.

Aus allen Ansätzen geht klar hervor, daß die Steigerung der nationalen Produktivität durch die Diktatur des Proletariats nicht erreicht worden ist. — Aus dem Stadium des Festes ergeben sich für uns allerlei Vergleichs- und Gedanken, die hier abspielen, daß Voraussetzungen zur Bewahrung einer besseren, gereicheren Zeit der Kampf gegen den Kapitalismus in allen Klassen ist, eine Erziehung zu sozialem Bewusstseinsaufbau.

(Wf. Sozialer Praxis 1919 Nr. 37 „Einkläde in das russische Wirtschaftsleben“.)

Bunte Zeitung.

Mitrowagen.

Die empfindlichste physikalisch-chemische Waage vermag etwa Gewichtsmessungen von einigen Hundertstel, im äußersten Fall ein tausendstel Milligramm nachzuweisen. Ihre Genauigkeit ist sehr groß, sie arbeitet mit Feztern, die höchstens ein Millionstel des Gesamtgewichts betragen. Unsere gesamte Physik und Chemie ist auf dieses Instrument angewiesen, denn letzten Endes beruht der Wissenschaftler alle quantitativen Angaben außer auf Zeit und Dimensionen noch auf das Gewicht zu gründen. Auf diesen Standpunkt der Entwicklung ist die Waage seit längerer Zeit schon stehen geblieben. Sie ist am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Es bestehen aber Wissensgebiete die weit größerer Empfindlichkeit von Gewichtsmessungen fordern. Lange Zeit war man nicht imstande, die Gewichtveränderung flüchtiger Stoffe mit der Zeit nachzuweisen, da die Waagen nicht empfindlich genug waren. Eine Reihe physikalischer Schlußfolgerungen können durch Wägung geprüft werden. Beispielsweise ist die Gewichtveränderung der Körper beim Erwärmen ein solches Problem. Die Einwirkung lichtchemischer Vorgänge auf das Gewicht der Körper, die Fähigkeit einzelner Stoffe, z. B. von Luft, ist bis man bisher keinen Nachweis hatte, sind zu untersuchen.

Für diese Zwecke ist man, nach dem „Prometheus“, zum Bau äußerst genauer Mitrowagen übergegangen. Im Verfolg dieser Arbeiten ist es a. D. Botterhoff und Strömberg

gelungen, Gewichtsmessungen von viertelmillimeter Weitemgen genau zu stellen. Unsere Gewichtseinheiten reichen hier nicht mehr aus, um diese kleinsten Gewichtsmengen der Vorstellung näherzubringen. Die Waage ist aus einem Gestänge feinsten Quarzglas zusammengebaut. Der Waagekasten ist ein Quarzglasröhrenrohr, dessen beide Diagonalen 90 und 40 Millimeter betragen. Die Stäbchen sind einen halben bis einen Millimeter dick. Die Waage ist zweifach gehalten. Der Waagekasten trägt festrecht zur Rhombusbene einen feinen Quarzstab, an dem die ganze Waage an zwei Quarzstäben aufgehängt ist. Diese Stäbe sind nur einige tausendstel Millimeter dick und für gewöhnlich unfehlbar, nur der von ihnen gebogene Lichtstrahl macht die Dasein kenntlich. An ähnlich feinen Stäben hängen von beiden Enden des rhombischen Waagekastens die zu wägenden Gegenstände und die Gewichte herab. Das Schwingen des Waagekastens wird durch einen feinen Spiegel am Waagekasten erkenntlich gemacht, er reflektiert einen darauffallenden Lichtstrahl. Ein luftdichtes Metallfutteral umschließt die Waage der Wägung, die durch ein Glasfenster beobachtet wird. An einem Waagekasten hängt eine winzige soße Quarzglasglocke als Gewicht; durch Auspumpen des Wägeraumes ändert sich nach dem Archimedischer Prinzip deren Zug am Waagekasten, und man kann berechnen, wie stark bei einem bestimmter Auftrieb der Gewicht ist. Man ist bemüht, die Empfindlichkeit dieser Einrichtung bis zum Nachweis von zehnmillionstel Milligrammen zu steigern. Schon jetzt vermag man den Lichtdruck, also den Auftrieb von Lichtstrahlen auf Körper, so sichtbar zu machen.

Der Fortschritt der deutschen Wissenschaft. In Berlin erscheint seit langen Jahren das „Vierteljahrsschrift für Naturgeschichte“, das Berichte über geologische Vorfälle, aus der ganzen Welt in deutscher, französischer und italienischer Sprache bringt, und das wirklich ein Zentralblatt für die ganze geologische Welt geworden ist. Die Vierteljahrsschrift ist vollkommen unparteiisch, aber jetzt wird ihr von Ententezeitung der Krieg erklärt. Die Belgische Gesellschaft hat täglich ein Rundschreiben verfaßt, in dem es heißt: Auf der ganzen Erde haben Gelehrte und wissenschaftliche Institute jede Verbindung mit der deutschen Wissenschaft abgebrochen. Die Gesellschaft hofft auf den Bestand aller neutralen und allierten Gelehrten zur Herausgabe einer geologischen Revue für geologische Literatur aus der ganzen Welt, mit Ausnahme von Deutschland. Dagegen legen sich neutrale Gelehrte zur Wehr. So schreibt Professor Fogt von der Technischen Hochschule in Christiania in der norwegischen Zeitung „Morgenbladet“: „Dies erweist Sorge bei mir, trotzdem meine Sympathien im Kriege bei der Entente waren. Jetzt nach dem Kriege sollen die Gelehrten der neutralen Länder die Wunden heilen; aber das kann nicht geschehen, indem man die Wissenschaft in eine deutsche und eine nicht-deutsche teilt. Und wenn es zwei solche geologische Zeitschriften gibt, so zwingt man jeden Sachmann, Partei in einem wissenschaftlichen Krieg zu nehmen, vielleich für ein Menschenalter.“ Professor Fogt stellt den geologischen Berechtigungen des Nordens anheim, die Frage zu behandeln und den Vorschlag zu prüfen, ob nicht die Zeitschrift von Norwegen und Schweden gemeinsam herausgegeben werden könnte. Professor Fogt hat seinen Vorschlag auch der belgischen Gesellschaft überreicht. „Morgenbladet“ schließt sich den Ausführungen Fogts an und warnt die Gelehrten der neutralen Länder davor, zur Aufrechterhaltung des Kriegszustandes in den neutralen und internationalen Gebieten der Wissenschaft beizutragen. Hier hätten die Länder des Nordens im Gegenteil eine schöne Aufgabe als Vermittler.

Was der Ökonomen geht. Wie jetzt mitgeteilt wird, hat der Flug über den Ozean die Vereinigten Staaten etwas mehr als eine Million Dollars gekostet. Hierin sind die Kosten für Flugzeuge und Instrumente, sowie die Vergütungen für die Piloten und die Wächter eingeschlossen. Die Flugzeuge kosteten etwa eine Million Mark und die Unterhaltungen und Reparaturen mehr eine halbe Million, dazu kommen die Kosten für den Patrouillenendienst vor etwa zwanzig Kriegsschiffen, ausländische Flugplätze usw. Allein die Sowjet-Expedition kostete etwa 500 000 Mark. Die reiche Ausstattung der Flugzeuge mit Karten und Instrumenten hatte die intensivste Arbeit mehrerer Monate gekostet; sie waren aber auch von begabter Besatzung. In den amerikanischen Blättern wird mit Stolz betont, daß das ganze Kartenmaterial und die Ergebnisse der Wetter- und anderen Untersuchungen porträtiert den Engländern geliefert worden sei, die sich am Wettbewerb beteiligten.

Verantwortlich: Dr. Karl Baer.



mit seiner ersten Frau, einer geborenen Keimigelt aus Groß-
Zigunien, ein großes Ehepaar, dessen Ausgestaltung ihm
lieb, so lange der kleine Junge lebte, bei dessen Geburt die
Trennung geschah war.

Und mit der neuen Seiten hatte es schließlich nicht so profan,
der Zeitgeber Hoffmann hätte wohl gern gemerkt, daß er aus
der Provinz heraus war, wenn er nicht Angst hätte haben müssen,
daß ihm kein einziger Junge unter der mangelhaften Pflege der
Hausfrauen Dienstmädchen verlor und einging. Da war es um
so anerkannter, wenn er an seiner kleinen Werbung hielt, die
beim Leben und Sterben des Kleinen bedeutete für ihn die
Zinsen aus vierzehntausend Talern, und aus der Keimigelt's
Bescheidenheit wurden ihm genug junge Mädchen zugeführt, die
ihm eine ordentliche Frau und seinem Jungen eine wirtschaftliche
perspektive brachten.

Der alte Herr selbst hatte ihm eindringlich angedeutet, darauf
aber ein merkwürdiges Antwort erhalten. „Herr Förster, ich weiß,
was ich tue. Das ererbte habe ich geheiratet, weil ich ... na,
weil ich so in dem passenden Alter war. Und alle Leute reichten
mir vor, die Marie Keimigelt wäre die passende Frau für
mich, wirtschaftlich und menschlich, na, und so weiter. Also ich
habe Ihnen nach jeder Bedenken mich mit Ihnen eingelassen.
Ich hätte Sie nicht zu fragen und für mich nicht. Das heißt,
ich bedauere nicht, was ich heute herausgehoben ... mein
Gott, man ist doch nicht bloß dazu verpflichtet, damit die Wirtschaft
in Ordnung ist, das Essen gut gekocht wird und die Haus-
arbeiten immer an ein und derselben Stelle stehen, wenn man
ebenso die kleineren Kinderleiden anzusehen will. Es soll doch
an Tag wenigstens ein paar Festerstunden geben, in denen man
sich ein bißchen herausputzen kann, damit man doch auch ein
wenig ist, nicht bloß eine Maschine, die ist und trinkt und ihren
Dienst verrichtet. Und wissen Sie, Herr Förster, wenn man mit
dem Einkommensgenuß in die Jahre getreten ist, will man's
doch nicht ganz und gar vergessen, daß man doch zu den geübten
Menschen gehört. Also ich lese gern ein gutes Buch, halte mir
ein paar illustrierte Zeitschriften und eine Berliner Zeitung, dann
man will doch auf dem Laufenden bleiben. Na, und wenn ich
mich mit meiner Frau über irgendwas ansprechen wollte, was
mich interessiert, erwiderte Sie, die den ernstesten Menschen
doch interessieren muß — ich will mal sagen, zum Beispiel die
Kantienfragen erörtert werden, und es regt sich in einem
das Gefühl, daß der Menschheit schließlich noch alle Dunkel-
heiten und Geheimnisse durchdringen wird — also, ich verziere
Sie, Herr Förster, es war trocken. Ich gab mir alle Mühe, ihr
Interesse zu wecken, erklärte ihr alles ganz genau, und wenn ich
dann glaubte, jetzt könnte ich mit ihr darüber reden, was ich mit
bei zu einer Diskussion habe, so mit mir nicht angedeutet.
Der Herr unterbrach mich und sagte: „Na, ganz schön, aber denk
dir, der Naujols ist vorzeitig gestorben, heute normiert, und hat er-
zählt, verzangen, Köpfe haben auf dem Blechmarkt in Schirmwindel
die Ferkel acht Taler und zehnwanzig Silbergrößen ge-
kostet ... Da gab ich's natürlich auf, und ich sage Ihnen, ich
war in meiner Ehe genau so einfallig, wie ich's jetzt bin. Wenn
ich das wieder haben will, brauche ich nur eine aus der Keimigelt's
Leibensweise herauszuheben zu heiraten. Ehe ich aber das tue, will
ich noch eine Weile zu, ob Ihre Anne-Marie sich doch nicht noch
etwas anders besinnt. Jetzt ist sie ja noch ein Kind, ein ver-
zagtes und ein bißchen überpansendes Kind, aber, Herr Förster,
ich sage Ihnen, in dem Mädchen steckt ein ganzer Mensch. Er
muß nur erst durch irgendwas angewandelt werden, durch was,
weil ich selber noch nicht, aber ich will's abwarten. Ich glaube,
so viel Glück gibt es gar nicht auf dieser Welt, wie sie ausstellen
kann, wenn sie sich erst diese Summierer Frauen aus dem Kopf
geschlagen hat.“

Auf diese Worte hin hatte der alte Herr sich seine Tochter
in den nächsten Tagen ein paar mal genauer angesehen, als wollte
er herausfinden, weshalb der Losweilner Hoffmann, den er als
einen ernsthaften und nachdenklichen Menschen schätzte, so solchen
merkwürdigen Schlüssen kommen wäre. Er aber vermochte an
ihre beim besten Willen nichts anderes zu sehen als Trost, Ver-
ständnis und Hochmut. Und wie er sie zu kennen glaubte, war
selber Gottes nicht darauf zu hoffen, daß diese blöden Eigenschaften
für ihn Gegenstand derjenigen Wünsche wären.

Die Werbung des jungen Weibers vom Antiquar Hof war
dem alten Herrn aber ganz überaus gelommen, denn er hatte
auf dem Taschentuch jetzt noch friedlich beim Kartenziehen gesehen,
als der Johann Wilschingschen den verunglückten Versuch unter-
nahm, sich mit Fräulein Elisabeth ein wenig näher bekanntzumachen.
Und auf acht Tage waren vergangen, als er an einem Nachmittag
in der Hof'schen Kasse mit seiner Mutter auf den Hof des
Burgmanns Hoffmanns geschickt kam, um gleich von vornherein
darüber feiner Ansicht zu lassen, daß die alte Dame mit der
Wahl ihres Sohnes einverstanden war. Gesprochen wurde, daß
dieser Staatsrat nicht viel, der Zweck lag ohnehin klar auf der
Hand. Und die alte Virginie, die als Antiquar einen gewaltigen
Respekt vor den alten Familien ihres Stammes hatte, war vor
Erlaubnis und Beglückung fast aus dem Sessel.

Die Herrin vom Antiquar war in ihrem schwarzen Kleid aus
Antiquar und Blauschwarz eine Weile über den Hof gehen, um der
unzufriedenen Schmeichelei zu zeigen, daß sie es sich an Ebe
entzogen, das junge Mädchen in ihre Familie aufzunehmen. Und
gar nicht lassen konnte sie es, daß die Elisabeth bei dieser hohen
Ehrung so gleichgültig blieb! Kann, daß sie in ihr Zimmer
hinzuflüchtete, um sich das bessere Kleid anzuziehen, und es hatte
ordentlich Mühe gekostet, ihr beizubringen, daß sie der Wilschingschen

ihene die Tasse Kaffee mit einem Kränzchen persönlich anzu-
geben habe. Und als alles um den Tisch herumlag, so nun diesem
und jenem sprach, nur natürlich nicht von dem letzten Zweck dieses
Besuches, kam das junge Ding doch mit einem Male wahrhaftig
in die Kasse, langsam und leise fast: „Du Virginie, ich kann
nicht, ich muß mich bei dir hier erst entschuldigen lassen.“
Gut, daß ihr die Tränen in die Augen kamen, und sie
dann an, nachzugeben, wie die Wilschingschen mit ihrem diesen
Unterthanen doch und in dem engen Kleid sich erhob, und wie
der Johann mit seinem lahmen Fuß einen solchen Diener machte,
daß man glaube, er verneige sich vor einer daüberstehenden
Verona.

Da war die Virginie trotz der ungeschicklichen Fremdschaft
gleich sehr böse geworden, nach aber hatte sie sich milde machen
müssen.

Drinnen aber hatte indessen die Wilschingschen auf Etanisch
gesagt, damit die anwesende Anne-Marie ihre Worte nicht ver-
stünde: „Kons Fürst, wir verstehen uns, und mein Sohn wird
heute noch keine Antiquar haben. Ich habe mich acht Tage lang
bezonnen, wie ich ihm gesagt habe, daß ich mitgehen werde. Und
ich glaube, Ihre Tochter wird noch viel von ihrem jehigen Ge-
sinnungen nachdenken müssen, bis ich mich auf den Tag freuen werde,
an dem sie in den Antiquar Hof einzieht. Er aber ist nach
dem Tode meines Mannes der Herr und will es ja. Also habe
ich mich gefügt, denn er heiratet ja, und nicht ich. Ich kann,
wenn ich mich mit der Schwiegermutter nicht vertragen, in die
Stadt ziehen, denn meine Mittel reichten mir das.“

Darauf hatte der Förster Erlaubnis, ebenfalls auf Etanisch, es
wider, er würde die hohe Ehre wohl zu schätzen und erhoffte alle
übrige davon, daß die jungen Leute sich näher kennen lernen.
{Fortsetzung folgt.}

Die Witwe.

Von Hans Wohlhab.

(Kadaver verdröhen.)

Ein wolkenreicher, bleigrober Winterhimmel hing über
der Großstadt der Die und See ging hoch. Vor einem
schneidenden kalten Nordostwind ließen die Wellen in breiten
Wellen heran, schwebend über die See hinaus, über denen
aber nur vereinzelte weit draußen ein braunes Segel
stand. Klappend schlug das Wasser gegen die Eisenmauer,
die hinten, verdröhten Räume auf der Hochfläche
der Insel bogen sich inwendig tief zur Erde. Die Mauer,
die den Sarg, in dem Paul Grünhagen lag, auf dem stellen,
hartgefrorenen Weg zum Hafen hinübertrug, hatten Mühe,
sich zu behaupten. Ihre verflammten Finger trauten sich
in die Bretter, und auf ihren harten Fingerknöcheln stand
trotz der Kälte der Schweiß. Jens Klähn schritt langsam
hinter dem Sarge her, die Hände tief in den Taschen des
Teermantels vergraben, den Schweißher heruntergeschlagen und
sein einziges Auge spähte forschend auf die See hinaus, über
die vereinzelte Flocken zu treiben begannen. Er war ein
alter Bursche mit einem mageren, bartlosen Gesicht, das wie
verleinert schien, und über den schmalen Lippen strang
eine gewaltige Kasse wie ein Raubtierknäuel vor. „Willy!
du es wirklich wagen, bei diesem Wetter hinterherzugehen?“
fragte ein kleiner, dicker Fischer, der neben ihm her lief.
„Du kommst in die Nacht hinein, und noch ehe wir eine
Bierstunde Alter sind, wird ein böses Schneetreiben be-
ginnen.“

Jens Klähn wollte etwas antworten, aber das Wort blieb
ihm im Halse stecken. Sie hatten nur noch wenige Schritte bis
zum Hafen zu gehen. Neben der Raimauer schaukelte der
Kutter „Strauß“, der, wie alles Eigentum des toten
Grünhagen, nun dessen Witwe Jens Klähn gehörte, auf dem
wilden Wasser. Wie ein zorniger Hund geriet er an der
stürzenden Kette. Ueber dem Boot aber kreuzte in diesem
Augenblick eine Witwe vorbei, die sich scharf demwärts
wandte. Eis hatte droben auf dem kleinen Haus Paul
Grünhagens gefressen, solange sich die Witwe zum Beizun-
trunk in der Seemanns-herberge zusammenfanden. „Das ist
die Seele Pauls“, hatte Peter Keller gesagt, ernst und in
einem Ton, als spräche er etwas Selbstverständliches aus,
gegen das es keine Widerrede gab. Sie schauten alle hin-
über und Jens Klähn war blaß geworden. Er mochte ja
etwas nicht leiden. Und jetzt, als sie zum Hafen kamen, stieg
die Witwe über das Boot.

„Warren!“ sagte der alte Klähn darrig. Aber es hörte
keiner auf ihn. Mit ernst, ein wenig feierlicher Miene
gingen die Fischer eben daran, das Boot zu dem schwebenden
Boot zu bringen. Vollemd rief er gegen die Schiffspanten,
und während Jens Klähn sich an dem Segel zu schaffen
machte, verstaute die anderen den Toten, so daß sich keine
enge Wohnung nicht bewegen konnte.

„Denkst du nicht“, meinte Klaus Rothbart, der Deutscher-
händler, „es wäre besser bei diesem Wetter ...“ Mit einer

ungeduldigen Handbewegung schnitt ihm Klähn das Wort
ab und zugleich spähte er zornig nach der Witwe, die zurück-
genommen war und aufse wie ein Pfeil über den Kopf
hinüber. „Wenn er es schon im Testament so gewollt hat“,
sagte er grimmig, „daß ich seine Leiche nach Köllin segeln
soll, so geschieht es besser heute als morgen.“ Der Kutter
blähte sich auf, als der Wind das Segel schwellte, raselnd
ließ sich die Kette von dem Ring in der Mauer und dann
stieß das Boot aus dem Hafen. Die anderen standen scham-
gend, die Hände in der Hand und sahen ihm nach, wie es
über die Wellen auf und niederlachte.

„Wenn der gut nach Köllin kommt!“ sagte Rothbart.
Er sprach den Satz nicht zu Ende, aber die anderen wußten,
was er sagen wollte.

„Wenn der tote Paul Grünhagen mit Jens Klähn über
die See fahren möchte“, meinte Peter Keller. „So wird
er wohl ein Wort unter vier Augen mit ihm reden wollen,
weil er es im Leben nicht gewagt hat.“ Der alte Klähn
hatte das Steuer fest in der Hand, er kannte den Kurs, den
er hundertmal schon und noch öfter genommen hatte. Auch
wenn es finster wurde, machte ihm das nicht irre, das Wirt-
schafter des Deutscherhauses von Seemanns-herge zeigte ihm den Weg.
Nur das Schneetreiben bereitete ihm einige Sorge. Wenn
es wirklich härter wurde, konnte er den Deutscherhaus nicht
mehr sehen. Doch hatte er ja schließlich noch den Kompaß bei
sich. Schon jagte der Sturm schwere Flocken über das
blühende Boot, das vor ihm herzog. Einzigartig flatterten
die Wellen an die Bordwand, der Kutter stieg auf und ab
und die Segel knatterten. Obwohl der Sarg festgebunden
war, ließ er doch rechts und links an die Planken. Jens
Klähn warf ihm besorgte Blicke zu. Er rechnete mit der
Wichtigkeit, daß die morsigen Bretter auseinanderbrechen
und den Toten herauswerfen würden, denn der Sarg stand
schon seit mindestens zehn Jahren in der Seemanns-herberge.
Im Winter ist die Großstadt der Die oft wochenlang ohne
eine Verbindung mit dem Festlande über den meisten großen
Inseln. Deshalb steht ein Sarg bereit für den, der etwa
zu solcher Zeit stirbt. Wenn es nicht anders ist, kann er dann
auf der Die selbst begraben werden. Und Paul Grünhagen
hätten sie gewiß in die hartgefrorene Erde der Insel gelegt,
wenn er nicht in seinem Testament bestimmt hätte, Jens
Klähn, sein Witwe müsse seine Leiche nach Köllin in Bor-
pomern segeln. Nur wenn er es tat, sollte er seine
Habe bekommen. — Derselbe Kurs im Tode wie im Leben —
harrte Jens Klähn zornig, als ihn die Flocken in immer
dichteren Massen schürten und nach ihm schlugen. Die
Witwe ärgerte ihn. Sie war noch immer da und wußte nicht
von dem Boot. Mit einem seltsamen, tiefen Schmelz schielte
sie nicht über das Wasser, auf das sich schon die Dunkelheit
des Abends zu lagern begann, sie hielt sich am besten dicht
neben dem Kutter und dann stieg sie davon, sobald Jens
Klähn wiederholt glaubte, sie sei endgültig verschwunden.
Doch sie fehlte immer wieder zurück. Sie fürchtete sich,
allein über die See zu fliegen — dachte der alte Fischer
und schüttelte den Schnee von den Schultern, als wenn
er einen häßlichen Geanten durch diese physische Bewegung
genauhaft von sich weisen wollte. Aber immer wieder kamen
ihm die verdröhten Worte Peter Kellers im Ohr: „Das
ist die Seele Paul Grünhagens“ — hatte er gesagt. Und
als er in den Kutter stieg, hatten ihn alle so seltsam
angesehen, ihn und die Witwe. Wie hatte man davon gehört,
daß eine Witwe einem Menschen etwas zuleide tat. Dachten
sie wohl, er, Jens Klähn habe vor einer Witwe Angst?

Der Fischer lachte — laut und gezwungen lang es über
das aufgeregte Wasser hin. Von der Witwe war nichts
mehr zu sehen. Nun ist sie fort und kommt nicht wieder,
dachte der Alte. Schon lag es wie ein dunkler Schleier
um ihn, durch den die Flocken flühten. Er verstaute, in
die Ferne zu blicken und dann wartete er, ob die Witwe
wiederkäme und dachte an Paul Grünhagen.

Seit einem Jahrzehnt hatten sie zusammen. Der andere
hatte Klähn bei sich aufgenommen, als dieser das und Gut
verloren hatte. Paul Grünhagen war reich, nach den Ver-
gessen Tagen des Seemannslebens hatte er den anderen wie den
Sohn. Paul Grünhagen hielt dem Witwe jeden Großen
schonmal vor und ließ ihn wie einen Sklaven arbeiten. Jens
Klähn blieb trotzdem, weil er auf das Erb warnte. Was
er tun konnte, das geschah, um Paul Grünhagens Ende zu
beschleunigen. Paul war krank, seit Jahren lagte er dahin,
die Menschen sagten, Jens Klähn hätte ihm mit Haß und
Drohung Gift in die Ader gegeben. Das Leben verband
die beiden in seiner seltsamen, unidbaren Dissonanz.
Sie kamen nicht voneinander los und doch lauerte jeder

auf das Ende des anderen. Nun erwieb Jens Klähn dem
Witwe den letzten Glanzblick.

Es war dunkle Nacht geworden, der Fischer hatte eine
elektrische Lampe angezündet und leuchtete sich über den Kom-
paß. Ein weißer Dampf stammte durch die Wellen, treib-
bewegte Flocken, und es schien, als sei dahinter, das zum-
gewohnte Meer und schwärzer, die Nacht ringsum noch
finsterner geworden. Die Lampe erhellte nur einen kleinen
Umfeld. In der Mitte stand der Mann über dem Kompaß
gebogen, auf seinen Schultern lag der Schnee, das Segel
spannte sich dunkelbraun vor ihm und verlor sich nach oben
in der Finsternis. Jens Klähn richtete sich auf und im selben
Augenblick ließ er ein Fluchwort hervorkommen. Er hatte die
Lampe etwas gedreht, vor ihm stand der schwarze Sarg
und mitten auf demselben unter dem Segel lag schmerzlich
die Witwe und sah ihn an. Ich richtete er sich empor
und stieg über die Wand. Der Kutter wich nicht, die der
Fischer vor sich war, daß er ihn fast greifen konnte. Aber
dieser vor seiner ausgestreckten Hand lag die Witwe mit
ein paar fingerlänglichen empore und stieg mit einem hellen
Schrei, der wie ein höllisches Schreien über das Boot.
Wieder war sie nun zum Greifen nahe und sah in das
helle Licht der Lampe mit höchsten graugrünen Augen —
den Augen Paul Grünhagens, dachte Jens Klähn.

Der Fischer war flapsig vor Entsetzen. Er schielte nach dem
Kutter, aber ohne ihn zu treffen. Einen Augenblick sah
das Tier verängstigt oben auf dem Mast. Dann kam es auf
sich in den Rudertrichter, Jens Klähn hob einen der schwarzen
Remen, die in dem Kutter lagen und holte zum Schlag
aus. Er dachte nicht mehr an den Sturm, schaute nicht auf
Segel und Steuer. Wie er auf die Wand trat, sah er eine
Habe das Boot und sah es tief in den Wasser versinken. Mit
einem Schrei taumelte der Mann über Bord und die „See“
schränkte sich wieder empore. Noch mit einem Schrei
konnte Jens Klähn das Boot ergreifen, daß wie ein totes
Tier dahinschwamm, während die Witwe freischend am Bug
über dem Sarge kreiste. Dann war alles in dem See-
treiben und in der Finsternis verschwunden und der Fischer
verlor in der Tiefe.

Vom russischen Wirtschaftsleben.

Eine interessante Zusammenstellung über die Gestaltung
des russischen Wirtschaftslebens unter der Herrschaft des
Bolschewismus gibt das erste Heft der „Lectures in
Studies“, herausgegeben vom Oeuprosopischen Institut in
Dresden: Bolschewismus von Dr. Kaplan-Rogau.

Die Schrift begleitet das russische Leben während der
Zeit vom Oktober 1917 bis September 1918 an Hand von
vier russischen Zeitungen, und zwar des offiziellen Organes
der Allrussischen kommunistischen Partei, ferner des Organes
der Arbeiter, Soldaten- und Bauernräte, sowie zweier
bürgerlicher, der Kadettenpartei nahegelegener Blätter. Sehr
veranschaulicht spiegeln sich in diesen vier Blättern die Ge-
eignisse.

Das Regierungsorgan bringt die Erlasse, die das er-
träumte Paradies des Kommunismus herbeiführen sollen;
wohlwollend und freundlich stellt sich dazu das Organ der
Räte. Aus den beiden bürgerlichen Blättern aber tritt
die Kritik scharf hervor.

Die Ausführungen sind fast ausnahmslos von großer Bedeutung,
weil sich Parallelen mit in Deutschland herrschenden Zu-
ständen ergeben, und weil sie zeigen, wohin wir kommen,
wenn wir uns der Führung des Bolschewismus überlassen.
Als Grundlage für die wirtschaftliche und politische Arbeit
der jetzigen Nachhabe kann die „Declaration der Räte
des arbeitenden und ausgebeuteten Volkes“ vom 8. (18.)
Februar 1918 gelten.

Der „unbeglückte Entschluß“, die Menschheit aus den
Krallen des Kapitals und des Imperialismus zu erlösen,
die den verdröhten Krieg herauszuführen haben,
der Entschluß zur Organisation der Beschäftigten, Arbeiter
Bauern und Arbeiter und zur Durchsetzung eines demo-
kratischen Friedens auf Grundlage eines freien Selbst-
bestimmungsrechts der Nationen wird durch dieses ausgepro-
chen. Aber das Ziel: Hebung der Produktivität des Landes, be-
sere Verteilung der Produkte, um das Glück des Volk-
es zu steigern, soll erreicht werden nicht durch Vorkriegs-
aller Mächtigen, sondern durch die Diktatur des Prolet-
ariats. „Die Macht muß gänzlich und ausschließlich den
arbeitenden Massen und ihrer bevollmächtigten Vertretung
— den Räten der Arbeiter, Soldaten- und Bauerndelegierten
— gehören.“

Freilich, um so, unter Ausschaltung der autoritären

